

Wir stehen in Freetown/Sierra Leone auf dem Rollfeld und warten auf den nur noch 25-minütigen Weiterflug nach Conakry. Wir warten auf den Durchzug eines Gewitters am Ende dieser Regenzeit. Die 150 Kilometer zwischen Freetown und Conakry legen wir zwischen 1.000 und 2.000 Metern Flughöhe zurück und führen uns durch die Ausläufer des abendlichen Gewitters. Die Maschine wackelt, fliegt von einem Luftloch ins nächste, die Kabine wird immer wieder erhellt von Blitzen. Die Fluggäste stöhnen laut auf bei jedem Absacken der Maschine. Ich konzentriere mich auf den kleinen Monitor vor mir: Flughöhe, Geschwindigkeit, Geplante Landung. 1.300 Meter, 300 km/h, 15 Minuten.

Tage später sitzen wir im tropischen Guéckédou auf der Terrasse des Büros, in dem wir sowohl arbeiten als auch übernachten, und sind wieder mitten in der Heftigkeit eines Stunden dauernden Gewitters. Die Wassermassen strömen regelrecht vom Himmel und die Lautstärke dieses von der Natur mit mächtiger Gewalt vollzogenen Ereignisses macht jede Unterhaltung unmöglich.

Wir landen schließlich in der Dunkelheit von Conakry, diese westafrikanische Megacity, die ihre mehr als zwei Millionen Menschen nicht mit Elektrizität versorgen kann. Es regnet weiter wie aus Kübeln, dabei ist es überwältigend warm. Am Flughafen manövrieren wir uns durch ein gewohntes Durcheinander, hin zur Passkontrolle, weiter zum Gepäckband, dann zum Ausgang, zum Parkplatz, wo unsere lokalen Partner auf uns erwarten.

Erst später fällt mir überrascht auf, dass Ebola kein Thema mehr ist. Noch vor einem Jahr war ich an diesem Flughafen, als die Angst in die mir aufstieg, Ebola war überall präsent, in den Köpfen, in knarrenden Durchsagen, auf Plakaten. Erst im Juni 2016, nach wiederholt einzelnen Infektionsfällen ohne klaren Ursprung, wurde Guinea von der WHO für Ebola-frei erklärt.

Hat die kurze Zeit, die vergangen ist, den Ebola-Schrecken weggewischt?

Jedenfalls ist das Land längst von der medialen Bildfläche verschwunden und ebenso gut wie vergessen. Nur wenige Organisationen sind noch hier. Aber Ebola wird wieder kommen, genauer gesagt: es ist da. Zurzeit ist nur keine Humaninfektion bekannt.

Nach einer kurzen Nacht machen wir uns in der Morgendämmerung des nächsten Tages mit dem Auto auf den Weg in die Projektregion Guéckédou. Etwa 650 Kilometer liegen vor uns, über die Straßenverhältnisse am Ende der Regenzeit können wir nur spekulieren. Für die Fahrzeit rechnen wir mit 12 Stunden.

Die Fahrt aus der Millionenstadt führt über Straßen, deren Zustand sich immer weiter verschlechtert. Der morgendliche Großstadtverkehr bricht erst nach uns los. Vorbei an Baustellen, die Ausfahrtsstraßen schaffen sollten und seit der Ebola-Epidemie teils bis heute still liegen und verlassen sind.

Der Zustand der Straßen am Ende der Regenzeit ist stellenweise deutlich schlechter als vermutet. Erst nach über 12 Stunden sind wir in Kissidougou, der letzten Stadt vor unserem Ziel. Vor Augen haben wir die letzten etwa 100 Kilometer bis Guéckédou.

Vor einem Jahr noch durchkurvten wir hier eine Großbaustelle, ein Infrastrukturprojekt in Partnerschaft der EU zur Schaffung einer befestigten Straße. Ab jetzt wird die Fahrt angenehmer und wir hoffen, zügig voranzukommen, denn wir sind erschöpft, insbesondere der Fahrer.

Die ersten 50 Kilometer sind in etwas mehr als 30 Minuten zu schaffen, auch wenn es schon vereinzelt Schlaglöcher in der neuen Fahrbahn gibt. Die ungeeignete Instandhaltung macht viel Mühen in diesem Land vergebens und kurzlebig, die heftige Witterung potenziert den Verfall nur. Jetzt bricht die Dunkelheit, die hier in rasantem Tempo alles verschlingt, über uns herein. Und dann endet die befestigte Straße. Es sind noch 50 Kilometer, es ist nun allertiefste Dunkelheit, es regnet.

Vor uns nun eine unwegsame Piste aus Schlamm.

Das Geld für das Straßenbauprojekt soll (vorerst) am Ende sein, erklärt man später. Damit endet hier auch die Straße, nach etwa der Hälfte der geplanten Teilstrecke. Jetzt werden es noch einmal fast zwei Stunden, über eine Piste, die in der Dunkelheit kaum zu erkennen, manchmal nur zu errahnen ist. Vorbei an LKW, die sich in gefährlicher Schiefelage ihren Weg durch die Dunkelheit suchen und um unbekannt tiefe, durch Regenfälle ausgespülte und wassergefüllte Gruben kurven.

Nach nicht weniger als 15 Stunden, als wir aus einem der letzten Schlaglöcher vor unserem Ziel wieder auftauchen, blickt der Präsident auf uns: Von einem riesigen Plakat verkündet das Konterfei von Alpha Condé „Le Progrès en Marche“. Wir warten auf den Fortschritt. Es warten 12 Millionen Menschen in diesem Land.

Während der Fahrt durchs Landesinnere konnten wir beobachten wie LKW chaotisch bepackt mit großen Trommeln aufgewickelten Kabels unterwegs sind. Es stellt sich heraus, dass da Glasfaserkabel transportiert werden. Am Straßenrand tauchten vor strohbedeckten Rundhäusern schmale Gräben auf, die von Menschenhand mit Schaufel und Hacke ausgehoben werden. Das Glasfaserkabel soll Hochgeschwindigkeits-Internet ins Land bringen. Ein bizarres Projekt bilateraler Zusammenarbeit, obgleich der Zugang zu Internet, derzeit auch unkompliziert möglich über das Mobilfunknetz, berechtigt ist. Zudem bleibt fraglich, wer hier von einem Internetzugang profitieren wird. Und ob es ein Projekt von hinreichendem und dauerndem Nutzen ist. Denn sollte diese Straße jemals erneuert werden, wird das Kabel beschädigt werden oder weichen müssen. So wie alle erst vor wenigen Jahren errichteten und dennoch überwiegend funktionsuntüchtigen Solarstraßenleuchten zwischen Kissidougou und Guéckédou. Ein wahrscheinlich neues Beispiel unkoordinierter Entwicklungszusammenarbeit, die den vom Präsidenten beschworenen Fortschritt bringen soll. Alles was zurzeit zu sehen ist, betrifft die Infrastruktur des Landes. Wirklicher Fortschritt und Entwicklung im Sinne der Bevölkerung ist aber vor allem etwas anderes. Fortschritt muss hier auch heißen: soziale und ökonomische Sicherheit. Davon war schon im vergangenen Parlaments- und Präsidentschaftswahlkampf bemerkenswert wenig die Rede, und das obwohl die Ebola-Epidemie durchs Land rollte. Die Themen der sozialen Sicherheit müssen dringend in den politischen Raum, auf nationaler wie internationaler Ebene.

Die Menschen in Guinea erwarten spürbare Verbesserungen von ihrer demokratisch gewählten Regierung. Bislang mussten sie aber viele Enttäuschungen und Rückschläge hinnehmen.

Die Straße, über die wir gefahren sind, kann beispielhaft dafür stehen: Vor einem Jahr wurde hier eine große Baustelle eingerichtet, auf Plakatwänden war das schöne Ergebnis schon zu bestaunen. Nun ist die Hälfte der Straße fertig, diese Hälfte hat schon Schlaglöcher und die Fahrt von Conakry nach Guéckédou dauert mehr als 15 Stunden.

Dabei bringt die Regierung des Landes eine neue Stabilität, die auch internationale Akteure überzeugt. Diese sind von dem relativ geringen Haushaltsdefizit soweit beeindruckt, dass die Budgethilfe wieder fließt und bilaterale Kooperationen aufleben.

Wie der guineische Staat das macht?

Durch Sparen. Der sozial-staatliche Sektor, ausnahmslos überkommen und marode, wurde weiter zusammengedampft. Dabei ist das Land überaus reich an Rohstoffen. Jedoch sind Investoren gegangen als Ebola kam. Und fraglich bleibt ihre Rückkehr. Denn die globalen Rohstoffpreise sind zurzeit niedrig. Sozialprojekte, die versprochen wurden, liegen weitgehend genauso brach wie der Abbau von Eisen- und Bauxiterz. Die internationalen Mitarbeiter einiger Globalunternehmen sollen daher mit der Vorauszahlung ihres zweijährigen Gehalts freigestellt worden sein. Den Menschen in Guinea bleibt vom ersten großen Rohstoff-Hype des Landes erst einmal nichts. Zu eng war der Fokus der Staatslenker auf Rohstoffe, zu wenig wurde für das Ein- und Auskommen der Bevölkerung getan. So ist nun der importierte Reis aus Asien günstiger, als der Reis, der vor der Tür wächst; der guineische Reis kostet etwa das Doppelte!

In Conakry kommt es auch deshalb immer wieder zu gewaltvollen Demonstrationen mit bis zu einer halben Million Menschen. Hier brechen sich Unmut und Aussichtslosigkeit Bahn. Die Polizei greift dann zu den Waffen. Das ist bisweilen eine Antwort des Staates auf Not und Unzufriedenheit der Menschen.

Die Regierung ist auf der international politischen Bühne bemüht. Für ein wirksames Staatswesen fehlen jedoch Handwerkszeug, funktionierende Institutionen und integrale Verwaltungsebenen und Bedienstete.

Nun wird mit dieser Projektreise ein weiteres Gesundheitsprogramm abgeschlossen. Geplant war, während drei Jahren mit finanzieller Unterstützung des Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit (BMZ) die Gesundheit von Kindern und Müttern in der Präfektur Guéckédou zu verbessern. Ein Jahr nach Beginn des Programms kam Ebola – und warf alles über den Haufen. Schnell beschlossen wir, das zu tun, was wir in dieser überaus schwierigen Lagen tun konnten, und führten Seuchenprävention durch. Klar war uns, dass Ebola in einem großen Ausmaß wüten würde, weil ein staatliches Gesundheitssystem nicht funktionierte, im Grunde nicht existent war. Das Vertrauen der Bevölkerung in staatliche Institutionen war nachvollziehbar gering, und wurde zudem noch enttäuscht. Internationale Hilfe ließ zu lange auf sich warten, war umstritten und zu häufig unwirksam, Gelder wurden fehlgeleitet und verschwanden in großem Maßstab.

Heute ist das Niveau der Gesundheit auf einem Stand, der niedriger ist als vor 10 Jahren. Wir verlängerten daher das Kinder- und Müttergesundheitsprogramm auf insgesamt vier Jahre und intensivierten noch einmal alle Maßnahmen, um vor allem das Vertrauen der Menschen zu erlangen, damit sie angebotene Gesundheitsdienste auch wahrnehmen.

Nun müssen wir anerkennen: Die Angst vor Ebola sitzt so tief, das Erlebte prägt so sehr, dass die Menschen noch immer nicht zurück in die Gesundheitszentren kommen. Eltern verweigern ihren Kindern gar den Schulbesuch oder die Teilnahme an unserem Schulgesundheitsprogramm aus Angst vor Ebolavirusinfektionen. Bis vor drei Jahren für ein westafrikanisches Land beachtliche Impfraten stürzen ab, es gibt zurzeit eine Häufung von Maserninfektionen bei Kindern – in einem Land wie Guinea besteht dabei eine extrem hohe Komplikationsrate, nicht selten mit Todesfolge.

Nun orientieren sich die Menschen wieder hin zu traditionellen Heilmethoden und Akteuren, hier ist das Vertrauen größer, die Form des vermeintlichen Heilens kulturell verständlicher und daher eher zu akzeptieren. Die Ablehnung gegenüber Interventionen von außen ist derart, dass unsere Gesundheitsarbeiter teils nur unter Polizeischutz arbeiten konnten.

Von einem positiven Trend der ersten Programmphase bleibt nun eine insgesamt anerkennungswürdige Bilanz nach insgesamt vier Jahren: Es wurden mehr als 25.000 tausend Frauen während ihrer Schwangerschaft kontinuierlich medizinisch begleitet – von der ersten Vorsorgeuntersuchung bis hin zur Planung der Geburt. Mehr als 32.000 Schwangerschaften wurden erstversorgt. In der vier Gesundheitszentren sind mehr als 12.000 Kinder zur Welt gekommen, mehr als 30.000 Neugeborene und Kleinkinder wurden in den Gesundheitszentren untersucht, geimpft und behandelt. Mehr als 200.000 Mütter und Väter wurden über die Versorgung ihrer Kleinkinder aufgeklärt. Und im Schulgesundheitsprogramm werden zudem jährlich zwischen 15.000 und 25.000 Kinder untersucht und behandelt.

Was bleibt noch?

Nach vier Jahren Kinder- und Müttergesundheit bleibt mit ESPOIR SANTÉ eine lokale, zivilgesellschaftliche Partnerorganisation, die reich an Erfahrung und Kompetenz ist. In einem Land wie Guinea hat das Seltenheitscharakter. Entsprechend groß sind die Chancen, neben dem HAMMER FORUM andere internationale Partner für Projekte im Gesundheitssektor zu finden. Nötig sind Projekte für Gesundheit, Einkommen und soziale Sicherung wie lange nicht. Ob sich Organisationen in die entlegene Region verirren, bleibt offen.

„Guéckédou ist die vergessene, die letzte Präfektur. Wir hatten den Krieg. Wir hatten Ebola. Schaut

Euch um wie es hier aussieht“, so ein ranghoher regionaler Staatsbediensteter während eines Treffens. Aus seinem Büro können wir auf den Markt von Guéckédou blicken, einer der größten Märkte der Region und bedeutend wegen seiner Nähe zu den Nachbarländern Liberia und Sierra Leone. Der Markt versinkt nach dem letzten großen Regen vor unseren Augen in Morast. Der Staats- und Volksdiener fühlt sich allein gelassen von der großen Politik in Conakry, 650 Kilometer und mehr als 15 Autostunden entfernt. Dankbar ist er für Vertrauen und Solidarität, die über die Jahre gewachsen ist. Vertrauen und Solidarität, von dem diese Gegend der Welt dringend mehr braucht. Die Lage ist schlechter als vor zehn Jahren, niemand hält da Gegenrede. Es gibt auch Fortschritte, ja. Aber was haben sie für eine Bedeutung im alltäglichen Über-Leben der Menschen in Guéckédou.

Unsere Projekte in Guinea:

Das Kinder- und Müttergesundheitsprojekt wurde von Oktober 2012 bis Oktober 2016 mit finanziellen Mitteln des Deutschen Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit (BMZ) ermöglicht.

In 2014/2015 wurde das Programm zur Ebola-Seuchenprävention mit finanziellen Mitteln der Aktion Deutschland Hilft und des BMZ ermöglicht.

Das Schulgesundheitsprojekt wird seit 2011/2012 mit Mitteln des Missionswerkes der Neuapostolischen Kirche Süddeutschland ermöglicht.

Projektpartner in Guinea ist ESPOIR SANTÉ.